

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 42 (1999)

Artikel: Schweizer Juden

Autor: Bloch, Rolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Juden

Rolf Bloch

Referat, gehalten aus Anlass der Eröffnung der gleichnamigen Ausstellung im Museum Langenthal am 6. Mai 1999

Nicht dass die Juden in der Schweiz heute in ihren Individual- oder Bürgerrechten noch eingeschränkt wären, vielleicht mit Ausnahme des Verbotes des ritualen Schächtens. Zwar haben die Schweizer Juden weder Anlass, die Helvetik von 1798, noch das Jubiläum der Bundesverfassung von 1848 zu feiern. Die Helvetik brachte ihnen zwar vorübergehend die Einräumung von Freiheitsrechten wie der Religionsfreiheit und der Niederlassungsfreiheit, nicht aber der politischen Bürgerrechte, und die Bundesverfassung von 1848 sah für sie weder Religionsfreiheit noch Niederlassungsfreiheit vor, auch nicht Rechtsgleichheit – sparte der berühmte Artikel 4 der Bundesverfassung diese doch nur für Schweizer christlichen Glaubens auf: «Alle Schweizer christlichen Glaubens sind vor dem Gesetze gleich». Erst die Revisionen der Verfassung von 1866 und 1874 schafften da Remedur, und dies erst – schon damals – auf ausländischen Druck hin; nicht zuletzt, um in den Genuss vorteilhafter Handelsverträge zu kommen.

Auch bei uns in der Schweiz herrschte um die Jahrhundertwende noch verbreitet kirchlicher Antijudaismus und bürgerlicher Antisemitismus, kein gewalttätiger zwar als Ausdruck von Hass, gipfelnd etwa in Verfolgung, aber doch als eine ablehnende Haltung, als Allgemeinstimmung Juden gehörten nicht zur schweizerischen Gesellschaft, sie seien und blieben in der Schweiz Fremde, auch wenn sie das Schweizer Bürgerrecht besassen. In der Verwaltung, unter den Offizieren, Bankiers und Industriellen begegnete man wenigen Juden, wenn überhaupt einem.

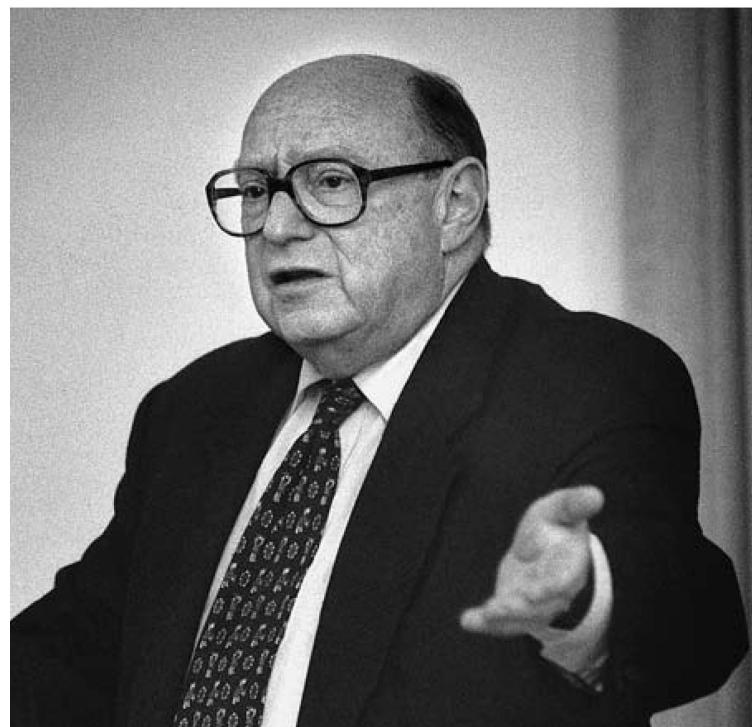
So waren die Verhältnisse damals in der Schweiz, wie auch im Ausland, zur Zeit des Dreyfus-Prozesses in Frankreich, den Anfeindungen und Aus-

grenzungen bis zur höchsten kaiserlichen Stelle in Deutschland, bzw. zur Zeit des Wiener Bürgermeisters Lueger (als dort auch der Kunstmaler-Schüler Adolf Hitler, der sich an der Kunstakademie versuchte, diesen Antisemitismus in sich aufsog). Für alles Unglück galten die Juden immer wieder als Sündenböcke, und bei jedem angstproduzierenden Wandel in der Welt sah man sie als Verschwörer, die sich damit die Welt untertan machen wollten.

Immerhin: die Juden in der Schweiz führten trotzdem ein erträgliches Leben, zogen mit der Zeit, dank der Niederlassungsfreiheit von den ländlichen Gegenden, in denen sie wohnten, in die Städte, konnten die Schulen und Universitäten besuchen und erlernten liberale Berufe, wurden also auch Ärzte, Anwälte und Wissenschaftler. Mit den herrschenden Vorurteilen und der sozialen Barriere, als Jude nicht zur Gesellschaft zu gehören, musste die kleine jüdische Gemeinschaft der Schweiz, 2–3 Promille der Bevölkerung zählend, selber fertig werden. Eine akute Judenfrage gab es bei wenigen – dafür aber bei vielen Indifferenz, auch bei solchen, die in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts als Demokraten überzeugte Antinazis waren, was aber noch lange nicht Judenfreundschaft für sie bedeutete.

Nur auf diesem Hintergrund ist es zu verstehen, dass die Schweiz während der Nazizeit den verfolgten Juden kein Asyl gewähren wollte, und dies schon in der Zeit vor dem Kriege, so im Frühling 1938 beim Anschluss Österreichs, was ja zum J-Stempel im Herbst 1938 führte, aber auch zu dem menschlichen, aber bestraften Verhalten von Paul Grüninger. Kein Asyl wollte die Schweiz gewähren, sie sah sich höchstens als Transitland für anderswohin. Die offizielle Schweiz hatte dabei nicht etwa Angst vor deutschen Drohungen, wenn sie zuviel Asylanten aufnahm, nein, sie hatte Angst vor einer, wie es genannt wurde, «Verjudung» der Schweiz. Diese Angst, oder diese Einstellung führte die Schweiz im Herbst 1942 sogar zur Schliessung der Schweizergrenze, obschon unsere Behörden wussten, was mit den Juden geschah und welche Lebensgefahr ihnen im Auslande von den Nazis drohte. Die Schweiz wies Verzweifelte ab, von denen etliche, wie wir heute wissen, statt in der rettenden Schweiz überleben zu können, in Auschwitz zu Tode gekommen sind. Dies ist ein dunkles Kapitel unserer Schweizer Geschichte, auch wenn wir nicht schlechter gehandelt haben als andere Völker, aber eben auch nicht viel besser. Doch darf allerdings erwähnt werden, dass es viele bekannte

Rolf Bloch, Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes, eröffnet am 6. Mai 1999 die Ausstellung «Schweizer Juden» im Museum Langenthal.
Foto:
Langenthaler Tagblatt.



und unbekannte Retter gab, die sich damals für mehr Menschlichkeit einsetzten, Lichtpunkte in diesem dunklen Kapitel, wie es dann überhaupt bei der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg neben Schwarzem auch Weissem gab, nebeneinander, und nicht zu mischen zu einheitlichem Grau.

Auch nach den Kriegsjahren und den Erkenntnissen daraus ist es für die Juden in der Schweizer Gesellschaft nicht schlagartig anders geworden. Eigentlich erst in den sechziger Jahren wurde eine Änderung spürbar, als sich auch die schweizerische Gesellschaft meiner Meinung nach entwickelt und gewandelt hat, sich zu lockern und zu öffnen begann. Um dies an rein äusserlichen Zeichen zu illustrieren, Beispiele aus ganz anderen Zusammenhängen: Die Kopfbedeckungen der Leute auf der Strasse waren verschwunden (früher trugen auch die Männer ausser Haus einen Hut), auch ältere Personen trugen nun farbenfrohere Kleidung, ja selbst viele Gartenzäune und Abschrankungen verschwanden. So fielen auch die Schranken zwischen Menschen verschiedenen Ursprungs und verschiedener Religionen. Auch die Juden empfand man nicht mehr als Fremde, höchstens noch als andere, als eine Minderheit innerhalb der multikulturellen Gemeinschaft. Die 18000 Schweizer Juden – eine Zahl,

die sich seit dem Kriege kaum verändert hat – lebten nun unangefochten, wurden meistens nicht als Juden wahrgenommen. Antisemitische Äusserungen gab es selten. Höchstens Auschwitz-Lügner beleidigten als Negationisten KZ-Überlebende und die jüdische Gemeinschaft, und wollten dies wohl auch.

Diese jüdische Gemeinschaft in der Schweiz war nicht – und ist nicht – ein homogener Block. Sie zerfällt vielmehr glaubensmässig in streng praktizierende Gemeinden, in eher traditionelle oder solche reform-liberaler Ausrichtung. Aber auch in allgemein kultureller Hinsicht unterscheiden sich die Juden, da sie in der Diaspora, in der Zerstreuung, vieles von ihren verschiedenen jeweiligen Gastländern aufnahmen. So unterscheiden sich die west- und osteuropäischen Juden vom Elsass bis Russland, die Aschkenazi (eigentlich heisst das die Deutschen) von den iberischen und nordafrikanischen Juden – den Sephardi, die meist in arabisch-islamischen Gastländern gewohnt hatten. Aschkenazi in Osteuropa sprechen eine Art von rheinischem Mittelhochdeutsch ihres Ursprungswohnortes, mit hebräischen und slawischen Einschlüssen, die anderen, die Sephardi, sprechen Ladino, eine Art Spanisch, weil sie bis zur Vertreibung Ende des 15. Jahrhunderts in Spanien und Portugal gewohnt hatten. Beide Gruppen gibt es in der Schweiz, die Sephardi, meistens aus Nordafrika, der Sprache wegen hauptsächlich in der französischen Schweiz. Der Gottesdienst beider ist weitgehend gleich strukturiert, doch die Melodien des Vorgetragenen und Gesungenen sind etwas verschieden. Ein Besuch einer Synagoge – es gibt dort nichts Geheimes oder Verborgenes (höchstens angesichts der Möglichkeit von Terroranschlägen gewisse Sicherheitsvorkehrungen) – würde Ihnen überdies zeigen, dass Ihnen manches bekannt vorkommt, ist das Christentum doch im Judentum verankert, oder, wie Paulus es ausdrückt, tragen doch die jüdischen Wurzeln auch den christlichen Baum und seine Äste.

Zur Zeit der Pest Ende des 14. Jahrhunderts wurden die Juden aus der Schweiz vertrieben. Sie sollten an der Seuche Schuld sein – wie oft dienten Juden eben als Sündenböcke. Die ersten Juden, die danach wieder in die Schweiz zurückkehrten und hier wohnten, stammten aus dem Elsass und Süddeutschland, woher sie vor den Wirren des 30jährigen Krieges vor 350 Jahren flüchteten. Sie wurden von der Tagsatzung in den sogenannten Judendorfern Endingen und Lengnau angesiedelt. Eine zweite grosse Einwanderungswelle gab es um die letzte Jahrhundertwende

als Folge von Progromen aus Osteuropa und eine dritte Welle in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts aus Nordafrika und Ägypten. Hitler hat uns gelehrt, dass wir Juden bei allen Unterschieden doch alle Juden sind.

Parallel zum Wandel der Gesellschaft hat auch der Staat Israel dazu beigetragen, das Bild des Juden in der Schweiz zu ändern. Sah man früher im Juden eher den Intellektuellen, den körperlich Schwachen, prädestiniert als Opfer, hat die Behauptung des jungen Staates gegenüber allen Angriffen, insbesondere zur Zeit des 6-Tage-Krieges 1967, den Juden mehr Respekt verschafft, wenn nicht gar Bewunderung hervorgerufen. Dadurch bewegt, sind auch aus der Schweiz viele Jugendliche nach Israel ausgewandert und haben dort beim Aufbau des Landes mitgeholfen, aber auch ihren Lebensinhalt gefunden. Dieses neue Bild des Juden, seine volle Akzeptanz in unserer Gesellschaft, hat aber in den letzten Monaten Abstriche erfahren im Zusammenhang mit der Aufarbeitung der Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Druck von aussen – wie wir ihn auch im Zusammenhang mit der Emanzipation der Schweizer Juden schon einmal erfahren haben – seitens jüdischer Organisationen spielt für diesen Vorgang natürlich auch eine Rolle. Dabei stösst sich in der Schweiz niemand am Prinzip der Rückerstattung, der Restitution dessen, was seinerzeit freiwillig von Juden in die Schweiz transferiert worden war zu Banken, Anwälten, Treuhändern und zu wem auch immer, oder dessen, was als gestohlenes oder erpresstes Gut hierher gelangt ist.

Auch dem Gedanken, die Schweiz könnte doch, ja sollte den Opfern der Shoah helfen, kann ich zustimmen, helfen insbesondere den erst jetzt nach über 50 Jahren frei zugänglich gewordenen «Double Victims» in Zentral- und Osteuropa, die Nazi-Verfolgung und kommunistische Herrschaft überlebt haben, aber auch all denjenigen, die gelitten haben und gezeichnet sind, in Armut leben. Erst recht wenn sie als Folge enger gesetzlicher Definitionen des Auslandes keine Wiedergutmachung erhalten konnten.

Nicht als Wiedergutmachung aus Schuld wäre dies zu sehen, viel eher als ein Beitrag aus Dankbarkeit, den Krieg heil überstanden zu haben, einen eigenen Wiederaufbau nach dem Kriege nicht finanziert haben zu müssen; aus einem Gefühl der Verantwortung für doch fehlerhaft Vorgefallenes oder Reue für nicht Vorgenommenes, aus Solidarität mit denen, die grosses Leid und Unrecht erleiden mussten. Mit dieser Zielsetzung kann

ich, können die Schweizer Juden und auch viele Nichtjuden sich identifizieren. Was aufstösst – was auch den Schweizer Juden aufstösst – sind die Methoden und die Ausdrucksweise. Sicher sind amerikanische Verhandlungsbräuche anders als diejenigen, an die wir gewohnt sind, und ebenso ist zuzugeben, dass ohne Druck von aussen viel weniger in dieser Problematik bewirkt worden wäre. Aber eben: nicht jeder gute Zweck heiligt die Mittel und Methoden. Unbegründete oder unverhältnismässige Forderungen provozieren.

Zum Schluss etwas über Klischees: Ich habe trotz allem nicht damit gerechnet, dass alte Klischees wieder auferstehen könnten. Zum Beispiel, die Juden seien nur am Geld interessiert und auch darum gebe es so viele jüdische Bankiers. Überraschend ist, dass man von den Schweizern im Ausland oft dasselbe sagt. Die Schweizer – wie die Schotten, Griechen oder Armenier – seien am Geld stark interessiert und man sagt ja auch: «Pas d'argent, pas de Suisses!» Alle Schweizer seien reich und die meisten seien Bankiers. Man spricht oft von den Juden – und man meint dann nicht den biblischen Sinn – als dem auserwählten Volk; und es gibt Schweizer, die behaupten: «Il n'y en a point comme nous!» Gab es einmal bei den Juden ein oft allerdings nicht selbst gewähltes Ghetto, so hiess die Überlebensstrategie der Schweizer: «Réduit». Hat man einmal all diese Parallelen festgestellt, mit denen man andere etikettiert, dann weiss man, dass wenn diese Klischees für die Schweizer nicht zutreffen, sie auch für die Juden nicht zutreffen können, dass Kollektivurteile eben Vorurteile sind. Durchschaut man dies alles einmal, dann sind wir gewappnet und können solche Anwürfe gegen andere, Rassismus und Antisemitismus, ablehnen und bekämpfen.

So würde ich meinerseits hoffen, dass die Trübung des Verhältnisses zwischen etlichen Schweizern zu ihren jüdischen Mitbürgern nur eine vorübergehende ist, und wir alle zurückfinden werden zum Dialog und gegenseitigen Verständnis; dass wir wieder verständnisvoll aufeinander zugehen.

Rolf Bloch, 1930, Präsident des Verwaltungsrates des Familienunternehmens Chocolats Camille Bloch in Courtelary, ist seit 1992 Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes. Im Frühjahr 1997 wurde er vom Bundesrat zum Präsidenten des Schweizer Spezialfonds zugunsten bedürftiger Opfer von Holocaust/Shoa ernannt.